Isabelle Graesslé

Die Komplexität in der Theologie oder das Widerspruchsdenken

Seit ihren Anfängen musste sich die christliche Theologie mit der Frage der Komplexität auseinandersetzen.
In der Tat, was kann es Komplexeres geben als intellektuelle Reflexion, deren Gegenstand eine den Gesetzen des Realen widersprechende Geschichte ist? Worte und Taten von Jesus von Nazareth, dem Gründer des Christentums, wirken eher als Epos, als Legende und nicht so sehr als Geschichte im modernen Wortsinn. Nuancenreichtum und Einzelheiten, Emotionen und Weisheitssprüche machen aus den Evangelien eine packende Lektüre. In der mündlich-magischen Kultur des Orients richten sie sich freilich vorab an die wenigen des Lesens Kundigen.
Dass moderne Intellektuelle aus so unterschiedlichen Gebieten wie Politik, Strukturalismus oder Psychoanalyse sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts für solche Schriften interessieren und darin Leseschlüssel finden können, zeugt von der lebendigen Kraft dieses Korpus. Davon einmal abgesehen, bleiben die Evangelien Interpretationen, die geprägt sind von ihrer Zeit, Kultur und Spiritualität.
Darüber hinaus stellt sich, jenseits der seit zweitausend Jahren diskutierten Frage nach dem historischen Jesus, die Frage nach dem Inhalt der Botschaft. Auf einen einfachen Nenner gebracht: Nach Jesus greift der Apostel Paulus in die Anfänge des Christentums ein, um die Redefragmente des Gründers zu strukturieren, zu deuten und zu lehren. Chronologisch sind Paulus' Schriften die ältesten des Neuen Testaments überhaupt – so als hätte man, metaphorisch gesprochen, den Code vor der Geschichte, die Interpretation vor den Bildern, den Sinn vor der Erzählung liefern müssen.

Das Denken des Widersprüchlichen

So stimmt denn das paulinische Korpus auf das ein, was die christliche Theologie sein wird: einerseits eine Apologetik, also eine Rechtfertigung des christlichen Glaubens, andererseits ein Verstehens- und Interpretationsversuch. Schon von allem Anfang an ist der Wille da zu rechtfertigen, aber auch zu interpretieren. Mit anderen Worten, den christlichen Glauben als legitim erscheinen zu lassen und ihn zugleich zu deuten, das heisst, ihn auf andere metaphysische Horizonte hin zu entfalten. Ein Widerspruch, nahezu. Und genau auf diese Diskrepanz stützt sich die christliche Theologie seit zweitausend Jahren!
Im Bemühen, die beiden widersprüchlichen Begriffe zu verbinden, definiert Anselm von Canterbury im 11. Jahrhundert die Theologie als *fides quaerens intellectum*, als Glaube, der zu verstehen sucht, anders gesagt, als den Versuch, den Glauben mittels epistemologischer Kategorien (erst aus der griechischen Philosophie, später aus neuen Denksystemen geschöpft) rational zu begreifen. Zugleich aber gibt es – etwa für einen Johannes Calvin (1509–1564), dessen 500. Geburtstag wir dieses Jahr feiern – keine Theologie ohne Inkarnation, begriffen als Interaktion zwischen menschlicher Vernunft und göttlicher Eingebung, anders gesagt, keine Theologie ohne Inspiration des menschlichen Geistes durch den göttlichen Geist.

> Gemäss Calvin gibt es keine Theologie ohne Inspiration des menschlichen Geistes durch den göttlichen Geist.

Theologische Komplexität heute

Wie können wir heute diese theologische Reflexion wieder aufnehmen? Versteht sie sich als «inspiriert», sieht sie sich mit dem Vorwurf der Nichtwissenschaftlichkeit konfrontiert und wird somit von der heutigen Intelligenzia abgelehnt, die nach wie vor dem verpflichtet ist, was das Spezifikum der Wissenschaftler des 19. und 20. Jahrhunderts war: eine «wertfreie» Wissenschaft. Versteht sie sich als «wissenschaftlich», kommt ihr der Untersuchungsgegenstand abhanden, ist dieser doch zwangsläufig nicht auf wissenschaftlich annehmbare Argumente reduzierbar.
Seit einigen wenigen Jahrzehnten zeichnet sich indes eine Öffnung ab, und zwar mit der Chaostheorie und dem daraus sich ergebenden philosophischen Denken. Der französische Philosoph Edgar Morin hat in seinen Werken die Folgen der Irreduktibilität der Unordnung innerhalb der Physikwissenschaften aufgezeigt: Faktisch – das legen namentlich die jüngsten Entdeckungen der Physik nahe – kann der Determinismus nur begrenzt, nicht aber absolut sein. Ob es uns passt oder nicht, stets dominiert das Chaos, und die einzige Art und Weise, es zu denken, läuft darauf hinaus, es ausgehend von einer Metaphysik des Komplexen zu denken.
Um inmitten dieses Komplexitätsbefunds theologisch zu denken, erscheint es mir zwingend, in dieser Arbeit der *fides quaerens intellectum* mehrere relativ neue Elemente zu beachten und zu fördern:

Kleine Methodologie theologischen Denkens

Dialog mit den anderen
Es ist unmöglich, die theologische Arbeit so zu verstehen, als finde sie im luftleeren Raum statt. Sie kann nur im Dialog mit den anderen stattfinden. Gleichwohl geht es nicht darum, einer Art interessierter oder gar opportunistischer Unbeständigkeit zu frönen. Vielmehr geht es darum, wie Roland Barthes in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France meisterlich ausgeführt hat, sich an einer Methodologie der Entmächtigung der Argumentation zu beteiligen. Etwa, indem wir aufzeigen, dass auch andere an theologischen Fragen gearbeitet haben und weiterhin arbeiten, indem wir deren Argumente diskutieren, indem wir von einem Bereich zum anderen hüpfen und so die Denkschritte fragmentieren – eine Art Verschiebung oder Reise oder auch Spiel, kann es doch theologische Forschung ohne die Lust am Spiel mit Worten und Ideen gar nicht geben.

Subjekterfahrung
Die Berücksichtigung der Erfahrung des Subjekts (und folglich die Absage an theologische Systeme, die auf unverrückbaren Apriori beruhen und Träger von massiven Begriffen wie «der» Sinn oder «die» Wahrheit sind) war eine eigentliche Revolution. Als Folge davon kam es zu einer markanten Veränderung der Beziehungen

zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen, dem Individuellen und dem Universalen.
Mit dem expliziten Auftreten des Subjekts und seiner Erfahrung gelang es, die grossen Systeme mit normativem Anspruch radikal zu verabschieden. Die grossen Ideologien, aber auch die grossen Theologien und somit auch die grossen «Meister» sind heute Überbleibsel der Vergangenheit. Das Bedürfnis, den Sinn des Lebens zu verstehen, nahm entsprechend zu – und auf dieses Bedürfnis reagiert die aktuelle Theologie.
Ich stelle folglich die Hypothese auf, dass diese Theoretisierung der Subjekterfahrung sich fortentwickeln und die Theologie dazu bringen wird, eine subjekttheoretische Wende zu nehmen. Theologie wird zur Wissenschaft von der religiösen Erfahrung. Diese «Verflüssigung» sollte indes nicht zu einem Substanzverlust der Theologie führen. Die vorbehaltlose Berücksichtigung der Realität hat nicht zwingend übertriebene Simplifizierung zur Folge.

Enzyklopädische Bewegung
Mit der Berücksichtigung der Komplexität des Lebens und der menschlichen Natur kam es zur Erarbeitung der en-zyklopädischen Methode. Auch hier ist der Philosoph Edgar Morin tonangebend: «Der Begriff Enzyklopädie darf nicht länger im akkumulativen, alphabetisch-verdummenden Sinn verstanden werden, zu dem er verkommen ist. Er ist in seinem ursprünglichen Sinn zu verstehen: *agkyklios paideia* – ein Lernen, welches das Wissen in Zirkulation bringt; es geht darum, zu en-zyklo-pädieren, das heisst, zu lernen, die disparaten Wissensstandpunkte in einem aktiven Zyklus zu verbinden.» [1] Der Anspruch lautet hier nicht, das gesamte Wissen zu umfassen (und so der Gefahr der Totalisierung, um nicht zu sagen des Totalitarismus, zu erliegen). Vielmehr geht es darum, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Methode, verstanden als In-Zirkulation-Bringen der Wissensstandpunkte, es ermöglicht, den Beitrag der Theologie grundlegend zu überdenken.
Ich stelle folglich die Hypothese auf, dass es dank der Berücksichtigung einer en-zyklo-pädischen Methode schliesslich gelingen wird, die (zwar bereits durchlässigen) Grenzen zwischen den verschiedenen theologischen Disziplinen niederzureissen und eine en-zyklopädisch orientierte Disziplin zu schaffen, die dank der Zirkulation der Wissensstandpunkte befähigt sein wird, die Komplexität unserer Welt theologisch zu denken. Diese Vision mag idealistisch und unrealistisch scheinen. Sie ist es zweifellos, aber angesichts der massiven Transformationsbewegung, die unsere Zivilisation erfasst hat, lautet mein Postulat: Der Theologie wird es dank dieses Exodus aus dem traditionellen Fächerkanon gelingen, ihren eigentlichen Ort zu finden, etwas, das ihr schon seit einigen Jahrzehnten Mühe bereitet.

Kritische Forschung und Schreiben
In einem seiner «Kritischen Essays» stellt Roland Barthes Methode und Schreiben *(écriture)* einander gegenüber: «Die Gefahr der ‹Methode› (der Fixierung auf die ‹Methode›) kommt daher: Die Forschungsarbeit muss zwei Ansprüchen gerecht werden; der erste ist ein Anspruch auf Verantwortlichkeit: Die Arbeit muss den Durchblick schärfen, die Folgen eines Verfahrens, die Alibis einer Sprache entschleiern können und im Grunde eine *Kritik* bilden […]; hier ist die ‹Methode› unvermeidlich, unersetzbar, nicht wegen ihrer ‹Resultate›, sondern gerade – oder im Gegenteil, weil sie im höchsten Grad das Bewusstsein einer Sprache leistet, *die sich selbst nicht übersieht*; der zweite Anspruch ist jedoch ganz anderer Natur: nämlich der auf das Schreiben, den Raum der Streuung des Begehrens, worin das ‹Gesetz› verabschiedet wird; man muss sich also in einem *bestimmten Moment* gegen die ‹Methode› wenden oder sie zumindest ohne das Privileg der Grundlegung behandeln, als eine der Stimmen des Plurals: eigentlich als eine *Ansicht*, ein in den Text eingelassenes Schauspiel; den Text, der alles in allem das einzige ‹wahre› Resultat jeglicher Forschung ist.» [2]
Damit ist alles oder doch fast alles gesagt: In dem Moment, da es die Methode der theologischen Sprache ermöglicht, sich nicht zu vergessen und ihre kritische Funktion auszuüben, in dem Moment, da die Methode zum Schauspiel des theologischen Schreibens wird, hat die Methode ihr Ziel erreicht. Sie ermöglicht es der Theologie, zu ihrem anfänglichen Wesen zurückzufinden, das heisst, sich als ein Akt des Schreibens zu betrachten, angelehnt an die Heilige Schrift, so wie wir uns an Tagen, da uns die Müdigkeit übermannt, an eine Mauer lehnen, um Atem zu schöpfen.

Theologie ist ein wandelndes, sich veränderndes Schreiben, vielleicht kabbalistisch wie ein mittelalterlicher Alchimietraktat oder ungenau wie eine vom Finger im Sand gezogene Spur … aber ein Schreiben.

In dieser dritten und letzten Hypothese, Sie haben es vermutlich bereits geahnt, lasse ich die Theologie absichtlich zu ihrem hermeneutischen Pol hinneigen. Dies ist, wenn nicht ihre Berufung, so doch ihre Identität. Angesichts der notorischen Komplexität unserer Welt, angesichts des Aufbrechens der religiösen Erfahrung in unserer zutiefst säkularisierten und zugleich von der Wiederkehr des Religiösen faszinierten Gesellschaft geht es in der Theologie darum, die Spur eines Schreibakts zu finden. Ein zwar sich wandelndes, sich veränderndes Schreiben, vielleicht kabbalistisch wie ein mittelalterlicher Alchimietraktat oder ungenau wie eine vom Finger im Sand gezogene Spur … aber ein Schreiben.
Zum Schluss nehme ich die Aussage von Anselm von Canterbury nochmals auf. Um die Komplexität unserer Welt anzugehen, so möchte ich sagen, besteht die Theologie darin, zu schreiben und so zur Entschlüsselung des Sinns, sei sie abschliessbar oder nicht, einen Beitrag zu leisten.
Der Glaube des Mittelalters, der nach Verstehen suchende Glaube ist somit zum Schreibakt geworden, zur *scriptura quaerens intellectum*. Die Entschlüsselung des einen spiegelt sich in der Entschlüsselung des anderen, in einer Art Spiegelung … ohne Ende!

Literatur
1 Morin E. La méthode: 1. La nature de la nature. Paris: Seuil; 1977:19.
2 Barthes R. Das Rauschen der Sprache (Kritische Essays IV) (1984). Aus d. Französischen v. Dieter Hornig. Suhrkamp: Frankfurt a. M.; 2006:349.

Korrespondenz:
PD Dr. theol. Isabelle Graesslé
20, Chemin Rieu
1208 Genf